



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

A. W. R.: Drei harmlose Briefe aus Schwerin.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Drei harmlose Briefe aus Schwerin.

Von

N. W. N.

Schwerin, 3. November 1842.

Es ist zwar schon spät geworden, und der Herbst streicht Einem mit seinem rauhen frostigen Handschuh über das Gesicht, aber das hinderte mich nicht, gestern Mittag hier in Schwerin anzukommen. Der Reisende mit etwas leichtem Sinn sieht Frühling und Sommer in Allem, was ihm neu und ansprechend ist. Ich, als ein Solcher, muß gestehen, mich in meinen ahnenden Erwartungen getäuscht gesehen zu haben beim Einzug in diese Stadt, diese Residenz, die sich wie ein langer Marktstrecken anspruchlos vor mir hinzog. Indes, ihre Umgegend ist romantisch und manches schöne Gebäude streckt sein festes modernes Haupt über die niedern Grenzhäuser dieses Orts.

Mir zur linken Seite lag bei meiner Einfahrt der weit bekannte Sachsenberg, das großartige Irrenhaus unter des rühmlich bekannten Dr. Flemming Direktion, in dem schon Mancher die Narrenjacke des poetischsten Zustandes in unserem einförmigen Leben abgestreift und mit wieder gesundem Menschenverstand in die gepriesene Prosa der Alltäglichkeit gesprungen ist. Wenn man Schwerin

die Thürme abnähme, die über den vielen moosgrünen Dächern in der Luft hängen wie steile Schlafmützen, müßte man es für ein langes Dorf halten, das in einem, es fast rund umgebenden großen See schwimmt. Am Thor hatte ich eine Wache zu passieren, ein wirklich origineller Contrast zu dem unscheinbaren Aeußeren Schwerrins; sie sieht aus wie ich die chineesischen Tempel und Häuser überhaupt habe abgebildet gesehen, achteckig, wenn ich nicht irre, mit vielmal geschnäbeltem Dach. Der Himmel mag wissen, wie man auf die Idee gekommen ist, eine Wache so ausländisch zu construiren. Neben dieser schritt mit großer Gemächlichkeit ein mecklenburgischer Chinese mit dichtigem Schnurrbart. Vor mir lag die Paulstadt, ein ganz neues Viertel, welches des unlängst verstorbenen Großherzogs Paul Friedrich Baulust hervorrief, ohne es beenden zu können. Einige Kreuz- und Duerstraßen führten mich zum Posthause. Dort ist's schön: vor mir das große alterthümliche Schloß mit seinen unendlich vielen Thürmchen und den kleinen Fenstercheiben; die Reitbahn, Kanonen, Soldaten, Gewehre — br! was sieht das hier in der mecklenburgischen Residenz kriegerisch aus. Im Posthause herrscht reges Treiben. Alles läuft mit geschäftiger Miene durcheinander, ich suchte vergebens einen Postboten, der mir meine Habseligkeiten mobil machen könne. Es war nämlich ein Graf von Irgendwoher angekommen und verlangte Relais. Was solche Leute doch stets Unserem voraus haben; der Postdiener, welchen ich endlich erfaßte, fuhr mich gerade nicht sehr sanft an, weil ich ja sähe, daß er beschäftigt sei. Dafür hätte er eigentlich kein Trinkgeld vom Grafen verdient; ich werd's ihm widersagen. Ich seufzte und trollte mich weiter — denn ich bin kein Graf.

Trotzdem logire ich hier doch im Hôtel de Hambourg. Alles ist hier auf's eleganteste eingerichtet, auch hält man hier auf anständige Preise; man nennt das großstädtisch. Warum reißt man denn auch? Man sollte eigentlich ruhig zu Hause bleiben, weder Schlafrock noch Pantoffeln vom Leibe lassen, wie sich's echten Deutschen ziemt. Unsrer Urväter gingen nicht ungezwungen aus dem Lande ihrer Heimath; deshalb gab es damals ein Deutschland. Heut zu Tage soll man, in der vornehmen Welt geboren, erst Franzose werden, ehe man noch Hosen trägt, und hernach, wenn man peu à peu einen Wadenbart kriegt, sich mit der Fibel in's Deuththum hineinarbeiten.

An seiner Sprache, sagt man, sollt ihr ein Land erkennen. Das ist ein sehr dummer Schneck. Wenn z. B. heute Einer vom Monde herab an die Küste der Ostsee siele, und wanderte landeinwärts — immer weiter; käme — vorausgesetzt, daß er von Adel ist — in unsre eleganten Salons, kurz, er marschirte durch ganz Deutschland, auch nach Frankreich hinüber — und er langte wieder zu Hause bei seinen mondischen Mitbürgern an, so würde er diesen erzählen, daß es drunten auf der Erde weiter Nichts als; lauter Frankreich gebe.

Unten in der Gaststube des Hôtels war's sehr belebt. Ich habe da eine völlige halbe Stunde still gefessen und Charaktere aus den runden Gesichtern der Anwesenden, Land- und Stadtleute, Beamten etc., studirt, aber summarisch nur einen daheraus gelesen, und diesen einen zu nennen, werde ich mich wohl hüten. Gott weiß, wie sauer diese halbe Stunde Stillstehens mir geworden ist. Am Ende derselben fand ich eine alte Nummer des Schweriner freimüthigen Abendblatts, die sich noch vom Sommer her datirte. Dies Bißchen mecklenburgische Literatur hat mich aber für meine Langweile entschädigt, es giebt mir auch Gelegenheit, den ungeistigen Geist dieser Literatur kennen zu lernen. O, die Mecklenburger fangen jetzt auch schon an, Geschmack an der schriftstellernden Welt zu finden, aber die Zahl der Literatursuchenden ist leider nur noch zu gering hier, sie kommen in der sie umgebenden Nacht des Phlegmas zusammen wie Shakespeare's Heren in der Haide:

„When shall we three meet again
In Thunder, lightning or in rain.“

Ich theile hier eine Stelle aus dem Schweriner Abendblatt mit, als Probe mecklenburgischer Journalistik. In diesem Blatt wird nämlich die Aufführung des Goethe'schen Faust behandelt, und zwar in einer Weise, die ich originell genug gefunden, um darüber zu lachen, so sehr ich auch Gelegenheit gehabt, dies Journal als ein ehrwürdiges kennen zu lernen. Es steht nämlich in dieser Kritik von der Größe Goethe's, als spezifisirte Größe, auch von seinem Faust geschrieben, und da kommt denn der Referent unter Anderm auf folgende drollige Idee: „Der liebe Gott,“ sagt er, „hatte die Welt nur erschaffen, da winkte er Goethe, und Götthe

lieferte den Commentar dazu.“ Also waren Goethe's Vorfahren, auch Die, welche vor dem Erscheinen des Faust lebten, Nichts als Affen und Bären, die Goethe erst zu Menschen gemacht! — Goethe ist demnach so eine Art von Messias. Der Redacteur des Abendblatts mußte durchaus nicht der Ansicht des Recensenten sein, denn er machte drei große Ausrufungszeichen dabei. Weiter schreibt dieser Schriftsteller, dessen Statue ich wohl in der Walhalla aufgestellt sehen möchte, daß wenn Goethe ihm gestern Ehre und Glück geraubt hätte, und er läse heute seinen Faust, er mit Freuden die Füße küssen würde, die ihn getreten.

Was soll man von einer solchen Literatur denken? ist sie nicht schön? nicht originell? Ich gestehe, ich hätte dies nicht in Mecklenburg gesucht. Ich glaube auch, daß, wenn dieser Schriftsteller productiv ist, es ihm ein Leichtes sein muß, den ganzen Goethe'schen Commentar in vierzehn Tagen wieder zunichte zu machen; und dann wären wir wieder, was wir vor Goethe waren! —

Heute Morgen kam ich in eine Conditorei; am Fenster derselben stand eine Gruppe von drei Herren, die sich sehr lebhaft über ein schläfriges Thema unterhielten. Es war nämlich die große mecklenburgische Frage: ob der nichtadelige Rittergutsbesitzer ein Botum auf dem Landtage habe, oder nicht. Die Rollen waren bei dieser Verhandlung hier in dieser Conditorei etwas ungleich vertheilt, denn zwei dieser Herren bearbeiteten ihren bürgerlichen Widersacher auf adelig feine Weise. Ich mischte mich in diesen Streit und sprach mit großer Kühnheit gegen die Arroganz des Adels; diese und meines Verbündeten Hartnäckigkeit erzwangen die Bestätigung der beiden adeligen Herren: daß es nirgendwo geschrieben stehe, der bürgerliche Rittergutsbesitzer sei nicht competent für ein Botum in den landestägigen Versammlungen. Und hierin wollten wir ja nur Recht haben. — Die hochadeligen Herren Mecklenburgs sehen aber auch gar zu schön aus in ihrer wolkigen Perrücke; sie nöthigen dies Land noch mehr zu einer größeren Fragsamkeit, wie sie jetzt in manchen kleinen und größeren Ländern herrscht, die alle eine Frage unter sich an sich haben; Staatslebensfragen, die fast nie genügend beantwortet werden, da man bei aller scheinbaren Energie stets um die Entscheidung herumschleicht wie die Kage um den heißen Brei.

Man rüstet sich hier zum neuen Landtage, der am 16. November in dem Städtchen Malchin abgehalten werden soll. — Es liegt viel Komisches in so einer mecklenburgischen Standesversammlung, wo edendo und bibendo über das Wohl und Wehe des Landes berathen wird; ich will sie hier schildern, wie sie sich alljährlich erneuert: — Jede kleine Bauerhufe Mecklenburgs ist ermächtigt, einen Vertreter auf den Landtag zu senden, der freilich Nichts da zu sagen hat. Aber was schadet das? Die größeren Landbesitzungen und die Städte Mecklenburgs schicken ebenfalls einen Repräsentanten hin; Wismar aber, eine an sich gar nicht unbedeutende Seestadt, durch die man nebst Kopenhagen seine nicht geringen Ausfuhr an Landesprodukten nach Schweden, Norwegen, Riga u. bewerkstelligt, darf nicht einmal einen Abgeordneten senden; was sonderbar genug ist. So geht denn der mecklenburgische Rittergutsbesitzer auf den Landtag, die Bürgermeister der respectiven Städte müssen dort erscheinen; aber als Solcher muß man einen Degen an der Seite mitbringen. Einen Degen? Aber was soll er denn damit? — Nun, es ist Herkommen; erscheint doch der Adel sogar an diesem Tage in rother Uniform, mit schweren Epaulettes auf der Schulter. Der Introitus des Landtages ist eine große reichbesetzte Tafel, das Finale nicht minder geschmackvoll. Der Landesmarschall ist in steifer Kravatte da, er leitet den ganzen Akt, weil ja natürlich ein Staatsgebäude nur aus der physischen Einzeleristenz seiner Grundmaterialien construirt sein kann. — Die rittergutsbesessene Bürgerlichkeit erkühnte sich vor ungefähr fünf Jahren zum ersten Mal, auf dem Landtage ihr Votum zu Marke zu bringen, da sie bisher nur die Strohmännchenrollen unnützer Figuranten gespielt hatte; der damalige Landesmarschall aber wies ihre Stimme zurück, weil der bürgerliche Rittergutsbesitzer Nichts zu sagen habe. Das empört natürlich, sie suchten ihren Groll in Champagner zu ersäufen; dies Beginnen erweckte Nachfolge — und da man ja doch alljährlich nur einmal zu solchem ständischen Gelage zusammenkommt, ist man mit großer Virtuosität, ja man füllt sich sogar, eingedenk der zu Hause gebliebenen Lieben, die Taschen voll von Esbarem. — Man reist nach Hause, man ist auf dem Landtag gewesen, die Leute daheim denken, Wunder, was man da Kluges ausgerichtet — nun das Klügste in der Welt: man hat vortrefflich gegessen und getrunken, dabei auch von

Butter- und Wollmärkten gesprochen, und viel Geld im Spiel verloren.*)

Ein Gegenstand hartnäckigen Kampfes zwischen Adel und Bürgerschaft sind die drei Landesklöster, deren Verwaltung sich der erstere als ein Vorrecht anmaßt, deren Raum er für seine Töchter bestimmt glaubt. Das ist wiederum eine sehr noble Idee der mecklenburgischen Noblesse. Die böse Welt behauptet, wenn die Verwaltung dieser Klöster ihren Verwaltern nicht so viele Schnitzeln neben dem ihnen jährlich zufallenden großen Lappen abwürfe, möchte sich der Adel vielleicht nicht so sehr um dies Recht bemühen, das ihm, meines Erachtens, doch bald entrisen werden dürfte. Seine Anmaßung strafend, steht aber in den Klosterordnungen mit deutlichen Lettern: daß sowohl adeligen als bürgerlichen Jungfrauen die Aufnahme in die Klöster gestattet sei. Gesetz und dasselbe vergegenwärtigender Buchstabe werden also hier ohne Weiteres über den Haufen gestossen; wer beide wiederfinden will, der arbeite sich erst durch Jahrhunderte alten Schmutz und Staub der Arroganz und Unbill. — Der summarische mecklenburgische Adel ist zum großen Theil eine personificirte Anmaßung, die alle bürgerlichen und Konvenienzverhältnisse unter die Füße treten zu können, ja mitunter sogar den Gesetzen trotzen zu dürfen glaubt, wie folgendes Exempel deutlich zeigt, das ein Gemisch von Feudalismus und mecklenburgischem Adelsstolz bildet. Lache der Leser über jenen mecklenburgischen Gutsbesitzer, der jüngst das Städtchen Mirow mit bewaffneter Dorfmacht belagerte und mit beschwerteter Faust einen seiner Knechte, der als gesekwidrig durch die Straßen der Stadt jagender Champanerabgesandter von der Polizei verhaftet wurde, zu befreien kam, was ihm auch gelungen. —

Morgen werde ich in Gesellschaft gehen. Man hat mir schon viel von dem in ihr herrschenden Ton erzählt, mich auch über-

*) Man lacht selbst hier über jenen alten mecklenburgischen bürgerlichen Gutsbesitzer, der vor einigen Jahren es plötzlich für nöthig fand, einmal auf den Landtag zu steigen, dort im Vorsaal die reichgallonirten Diener der Grafen Hahn etc. vorfand, und nicht anders glaubte, als mitten in der famösen Ständesversammlung zu sein. Dies war indeß Einer vom ancien régime, unsre neuere Generation hier soll entschieden bessere Begriffe über Landtagsversammlungen und ihre capita haben.

haupt schon einige Male in Mecklenburg gewarnt, bei der Wahl der Sociétés vorsichtig zu sein. Hier in diesem Lande muß man mit Peinlichkeit auf seinen Rang halten, und dies besteht im Festhalten und solider Frequenzirung einer geschlossenen Gesellschaft, in der alle Glieder aus einem Holz gezimmert, wo Alle gleich klug oder gleich dumm sind; man muß hier bleiben, was man ist, wie man ist, und wo man ist, auch andre Sinn- dabei aber auch zugleich Standverwandte mit seinem eignen Ich in die bequemste sociale Lage zu betten suchen. Siehst du hier einen Stern in einer Gesellschaft, so sei gewiß, daß Alle um ihn, wenn grade nicht auch als Sterne, doch als Irgendetwas am Himmel der Gesellschaft stehen. — Besser verstehe ich es nicht, bündiger Weise den Charakter des mecklenburgischen bon ton wiederzugeben.

Am 6. November 1842.

Heute bin ich von einem Herrn von *** zum Thee geladen; das habe ich einem alten wiedergefundenen Freund zu verdanken. Dieser hinterbrachte mir auch, daß in diesem Hause die Conversation französisch geführt werde, und fragte mich ängstlich, ob ich auch noch stark darin sei, — man muß ein Mecklenburger sein, um eine solche Frage zu thun. — Ich werde also heute Abend Thee, sehr viel Thee trinken, und dabei französisch conversiren. — Gestern Abend führte man mich auch in eine Gesellschaft. Bei meinem Eintritt und meiner Bekannntwerdung mit dem Wirth war's mir, als zupfte mich überall Etwas am Frack, denn die ganze Gesellschaft zischelte sich was Geheimes über mich zu, und nur meine Einführung in jenes Zimmer, wo die Herren in undurchdringlichem Tabaksqualm einander pythische Worte über Mecklenburgs Wohl mittheilten, rettete mich aus dem beängstigenden Scherbengericht der Damen. So streng moralisch ich diese Absperrung der Herren- und Damengesellschaft auch finde, so untergräbt sie doch jeden Funken von Socialität. In- desß ist man hier der Meinung, Geschlechtsvereinigungen hätten noch nie zu gutem Ende geführt. —

Schon ganz früh befand ich mich heute auf der Promenade nach dem Schloßgarten. Es war neun Uhr, ziemlich kalt, und der

Nebel lag noch auf den Straßen, ganz nach Londoner Art. Von der Schloßbrücke aus sah ich den schönen runden Platz mit den vielen Statuen mir entgegenschimmern; dort glaubte ich, mich in der mecklenburgischen Genealogie orientiren zu können. Aber ich täuschte mich, es waren unmoderne Fabelmänner: Herkulesse zc. Der Schloßgarten ist wirklich schön, so recht von der Natur begünstigt. Links an der Brücke zieht sich die schöne Promenade am Saum des Gartens hin, die Wellen des Sees erhalten neben ihr eine schöne, aber höchst monotone Musik; rechts neben mir unter den hohen Bäumen liegt das sogenannte Zelt, wo man im Sommer Früh- und Spätconcerte giebt. Vor mir das niedliche Grünhaus, wie man mir sagte, ein Sommeraufenthalt der hohen Herrschaften— aber da guckt mir ja ein Affe aus dem Fenster entgegen, das von erotischen Pflanzen überrannt ist! — Nun, man bewahrt in dieser köstlichen Drangerie eine Versammlung fremder und einheimischer Thierhonoratoren. — Neben diesem Palais zieht sich eine Chaussee hinauf; vor mir liegt das Buchholz, ebenfalls dort rechts Ostdorf, ein Wallfahrtsort der Schweriner, wo sie ihrem Moloch, dem Magen, opfern. —

Meine Promenade ermüdet mich schon, überdies ist es kalt und windig. Ich werde also zurück in das Zelt gehen, mir ein Glas Grog und einen Stuhl geben lassen; alsdann mag die freie Natur zu mir kommen, sich bewundern zu lassen. Im Zelt ist kein Mensch. Das alte Schloß lassen die blätterleeren Bäume zu mir herüberschimmern. — Du, alter Riese, siehst so zufrieden aus in dieser naßkalten baltischen Temperatur, und wenn der Luftgeist schreckliche Worte mit dir tauscht; ihr verhandelt dann beide wohl über die Vergangenheit. Da können wir freilich nicht mitsprechen. Aber ich weiß doch, alter Titan, wie's dir in deinen jungen Jahren ergangen, die geschwägige Kaffeeschwester mit ihren Pockennarben und vergeblichen Schönplästerchen, die Geschichte hat's mir ausgeplaudert. In deinen Hallen haben einst schwere Kannen gestanden auf den mächtigen Eichentischen, deine Männer haben noch unverfälscht die Gerste getrunken; dafür waren sie auch kräftig und riesig wie du, lauter trozige Mauerbrecher. Wir aber trinken Limonade und Zuckerwasser, wie es wohl deine Heldinnen thaten, brauchen auch nicht so kolossal zu sein wie deine todten vermoderten Kumpane,

das würde mammothartig aussehen, es würde sich auch nicht schicken. Denn unsre Zeit ist eine kokette junge Dame, wir erscheinen vor ihr fein geschniegelt in Frack und Escarpins, nicht wie die Zeitgenossen deiner Jugend in Eisen und Stahl; wir kommen auch überhaupt nicht in Harnisch, denn wir dürfen es nicht; — die hohe Obrigkeit hat es verboten.

Wieder auf dem Rückwege nach der Stadt, fängt es zu regnen an; und ich habe keinen Regenschirm. Ich werde also nach Hause laufen, mich wieder in Schlafrock und Pantoffeln werfen, mir eine Pfeife anzünden und mecklenburgische Brochuren, oder übriggebliebene Predigten über den Tod des Höchstseligen Großherzogs lesen; lauter feuchte, weinerliche Sachen, aber doch immer besser als ein Blagregen.

Am 9. November 1842.

Den heutigen Abend hatte ich eigentlich dem Theater bestimmt, mich aber vergebens gefreut, einer oder der andern hier engagirten Bretterheldinnen, wie die Schlegel oder die Klara Stieh, wieder zu begegnen. — Die Bühne ist jetzt in Wismar, wo sie sich acht bis zehn Wochen aufhalten will, um das dort neu erbaute Schauspielhaus zu probiren. Eine großherzogliche Bühne ambulirend! — Nun, es ist erklärlich, sie ist aus dem Bade Doberan zurückgekommen, wohin sie der Hof mitgenommen hatte, und da ist sie denn bei guter Gelegenheit dort in Wismar stecken geblieben. — Da ich also nicht in's Theater gehen konnte, ging ich wo anders hin. Aber, die Leute hier denken, einem Fremden müsse man die Ohren recht voll von ihrem Lande blasen! Diese Musik hat denn zum Hauptthema den mecklenburger Zollverein, eigentlich sollte ich sagen den deutschen, an dem dies Land Theil nehmen soll. Der merkantilsche Theil des Letzteren sträubt sich nun mit Hand und Fuß dagegen, auch die Gutsbesitzer, die meistens ihren Waarenbedarf von Hamburg her unter sehr vortheilhaften Einfuhrbedingungen beziehen, was ihnen durch den Zollverein genommen werden muß. Zu ihrem Aerger aber hat ein junger Publicist in Hamburg, W. Lüders, sich der Mühe unterzogen, ihnen plausibel zu machen, wie vortheilhaft der Zollverein sei, und da schimpft

man denn weidlich über ihn, und kauft seine Schrift nicht, weil er ja, wie man sagt, Renegat an seinen früher ausgesprochenen Ansichten über diese Sache geworden sei. Dieser Lüders'schen Schrift kommt nun der Buchhändler Duncker in Berlin durch eine ähnliche, aber sehr unzureichende zu Hilfe, und ich zweifle, daß der Herr Hof-Buchhändler Alex. Duncker damit reussiren wird, indem hier im Lande selbst schon mehrere Brochuren und Aufsätze erschienen sind, die alle dasselbe Thema behandeln, freilich verschiedenen Erfolg prognosticiren, alle aber sehr schwierige „Gedanken“ über diese Frage aussprechen. Ach, und dabei wird der Mecklenburger so gedankenvoll, daß er mit seinem Phlegma sich gar nicht mehr aus seiner ihm eimerweise herzuströmenden Gedankenfülle herauszureißen vermag. Man Sorge doch dafür, dem Mecklenburger nicht unnützerweise so viel Kopfzerbrechens aufzulegen, da er ja von Natur schon genug zur Bedenklichkeit geneigt ist. —

Schwerins Lokalität hat nichts Neues mehr für mich; ich überlasse mich jetzt seinen geistigen Interessen; und da lese ich denn so eben Herrn F. v. Maltzahn's „Mecklenburg in allgemeinen deutschen Beziehungen.“ Es ist ein närrisches kleines Buch, durch und durch verfehlt; und wenn dieser hochwohlgeborene Herr v. Maltzahn über seine höchst schlecht geborne Brochure hätte setzen lassen: Deutschland in allgemeinen europäischen Beziehungen, so hätte sie wenigstens an scheinbarer Wichtigkeit gewonnen, man hätte sie mit europäischen Augen angesehen; dabei kommt der Verfasser in seinen Beziehungen überall hin, wo man ihn nicht zu finden hofft; er beschwört den Reformationsgeist herauf, viel biblischen Schnickschnack, framt einen ganzen Sack voll pietistischer Schnurrpfeifereien aus — und kommt endlich um die Mitte seiner Schrift zum ersten Mal auf Mecklenburg. Er irrt von Gott zu Staat und Kirche, zur Bibel und zum Wesen der deutschen Sprache, wird von dem Gedanken erhoben, sie sprechen zu können; kurz: ein Deutscher zu sein. Vorher will er die Geschichte „im Zusammenhang“ sehen „in einer Zeit vor und nach Christus;“ — „sie muß die Thaten messen nach dem Worte Gottes,“ von dem es im Ebräerbriefe heißt: „es ist lebendig und kräftig, und schärfer denn kein zweischneidig Schwert 2c. 2c.“ Das ist ein ziemlich langer Bibelvers. Dann spricht der Verfasser in seiner misrathenen Religionsphilosophie vom Kommen des Him-

melreichs, das sich nicht „in einem allgemeinen aus sich selbst zu erringenden Besserwerden des Menschen erschleße.“ Ein ziemlich gesunder Gedanke, etwas kirchenväterlich, sehr genievoll. Ueberhaupt traue ich diesem Herrn v. Maltzahn viel religiösen Sinn zu, glaube sogar, daß er ein sehr frommer Mann ist; aber daß er ebenso heftig in mecklenburgischen Angelegenheiten sei, wie er es dem Anscheine nach in der Bibel ist, kann mir nicht einleuchten, und wenn ich vierzehn Tage lang hier mecklenburgiensis studire, so will ich, das versichere ich ihm, ein noch zweimal so dickes Buch über mecklenburgische Beziehungen nach beiden Hemisphären zusammenschreiben, das obendrein noch gesäubert sein soll von all solchen Abschweifungen nach allen Gegenden der Geschichte, der Religion und ihren Zwecken.

Revolution und Franzosenthum hält (horribile dictu!) der fromme Herr v. Maltzahn für Abfall von Christo! Nach diesem Maßstab müßte man Deutschthum und deutsche Treue für blinden Ammenglauben und gespenstischen Nachtmüthenterrorismus halten. — Hinsichtlich des Revolutionswesens hat nun der Verfasser wohl insofern einigermassen recht, als der Geist auch des Revolutionnaires ursprungsgemäß dem Himmel angehört, er sich aber von dem Himmel irdischer Ruhe und gesetzlicher Subordination dem Gottseibeiuns der Unzufriedenheit in die Arme warf. Und doch, auch in dem Geist des wirklichen Revolutionärs, des Zerschneiders aller Schranken der Tyrannei und der bürgerlichen Ordnung, kann eine, wenn auch nicht gebilligte Verehrung Gottes wohnen; sein Verbrechen entspringt nicht aus seiner Gedankenölle, sondern aus der ihm eigenthümlichen Werkstätte eines ruhelosen Gemüths, das die weltliche Macht nicht in ihrem Zweck und Ursprung erkennt, und mit der Waffe des Menschenrechts strafen zu können glaubt. — Herr v. Maltzahn und ich sind demnach sehr verschiedener Meinung, um so mehr, als er Seite 5 seiner Brochure sagt: „man darf sich nicht verhehlen, wie die Revolution diesem Abfall von Christus hingegeben ist.“ — Ich glaube, er sieht alle neueren Tendenzen insgesammt für Teufelseingebungen an, und läßt deshalb kummervoll zum jüngsten Gericht blasen. Das Franzosenvolk hält er gar für Dämonenpack, weil er behauptet, „ihr Wesen wurzle im Abfall von Gott.

Ich muß gestehen, daß ich ganz melancholisch durch diese heillosen „Beziehungen“ geworden bin; ich werde sie also nicht weiter lesen. —

Von Herrn v. Maltzahn's pietistischer Saalbaderei gehe ich über zu dem hiesigen Treiben seiner in mancher Hinsicht Sinnesverwandten, den unausstehlichen Frömmern, deren es hier, wie in Mecklenburg überhaupt, eine Unzahl giebt. Sie nennen sich nach Niemanden, und thun auch wohl daran; so weiß man sie nicht zu nennen. Sie sind nicht Antonisten, noch Stephanisten, noch andre sektirerische Narren unter selbsterwählter Firma, bezwecken keine Weiber- noch überhaupt Gütergemeinschaft, wofür sie viel zu große Egoisten sind, und hegen auch sonst keine philanthropische, vielweniger noch, demagogische Idee — aber verrückt sind sie, das wage ich fest zu behaupten; denn welcher vernünftige Mensch würde wohl auf die Idee kommen, durch solche Narrenpoffen einen Fingerbreit mehr vom Himmel zu erobern, als der gerade denkende Alltagsmensch? — Sie sehen, ihren haussäckigen Mitmecklenburgern gegenüber, so fromm, so bleich und so elend aus; man kann's ihnen ansehen, der Herr hat kein Wohlfallen an ihnen. Und nun gar die große Zahl der, häufig auch jungen Damen, welche diesem Mysticismus huldigen. Wenn's ihnen noch auf der Stirn geschrieben stände, welchem Fetischismus sie dienen, daß man ihnen mit ihren Hirten aus dem Wege gehen, oder ausrufen könnte: hic niger est! — so aber fallen oft ganz unschuldige Menschen in einen nicht geahnten Hinterhalt. So habe ich mich gestern dazu hergeben müssen, mir zwölf lange Seiten aus „Thirza, oder die Anziehungskraft des Kreuzes“ und fast die ganzen „sieben Hauptünden“ von einer Dame vorlesen zu lassen — die Konvenienz wollte es so — ich habe aber nur zwei von ihnen gehört, die Erste und die Letzte, nämlich bevor ich einschlief, und nachdem ich wieder erwacht war. Dafür werde ich nun wohl nicht in den Himmel kommen. Wenn ich später einmal eben so fromm werde wie diese braven Menschen, will ich auch Alles wieder abbitten; indeß hat das keine große Eile. — Adieu. —